

Univ.- Prof. Dr. Alfred Schirlbauer

Spiel–Lernen-Arbeit

Dimensionen der kindlichen Entwicklung im Nahtstellenbereich von Kindergarten und Grundschule

Vortrag am 9.4.2010 in St. Pölten im Rahmen der 6. Pädagogischen Fachtagung „Dialog Kindergarten – Schule. Miteinander an der Nahtstelle“

Vorausschicken darf ich – als Defensivmaßnahme -, dass ich kein Spezialist für den Kindergarten bin, sondern mich eher als Schulpädagogen oder Erziehungssoziologen sehe. Ich habe zwar selber in den frühen Fünfzigern einen Kindergarten besucht, auch meine eigenen Kinder haben einen solchen besucht; nicht weil eine ökonomische Notwendigkeit dafür bestanden hätte, sondern weil wir Eltern den Kindergarten für eine wichtige Sozialisationsinstanz gehalten haben. Das aber qualifiziert mich noch nicht zum Experten.

Mein Erstgeborener wollte zunächst nicht recht. Als er am dritten oder vierten Tag wieder umkehrte und meinte, er könne noch nicht in den Kindergarten, weil er sich erst daran gewöhnen müsse, merkte ich, dass es sich hier schon um eine Art „Nahtstelle“ handelt. Nicht nur der Übertritt vom KG in die GS ist eine Nahtstelle, sondern auch der Übertritt vom familiären Bereich in den KG. Detto natürlich der Übertritt von der GS in die AHS oder HS, auch der von der Höheren Schule in die Universität, zum Militär oder sonst wo hin. Wir wechseln also unser ganzes Leben lang von einer Institution in die andere (den entscheidenden hätte ich jetzt beinahe vergessen, nämlich den von der „Geborgenheit im Mutterschoß“ ins so genannte „Licht der Welt“).

Wir wechseln selbstverständlich weiter, in die Arbeitswelt z.B., und wie es dann weitergeht, will ich Ihnen gerne ersparen. Soziologen und Ethnologen beschreiben diese Phänomene gerne als „rites de passage“, als Übergangsriten also. Damit meinen sie nicht mehr und nicht weniger, als dass es keine Gesellschaft gäbe, die nicht bestimmte rituelle Formen für diese Übergänge gefunden hätte. Wir finden bzw. fanden sie in Papua Neuguinea, bei den nordamerikanischen Indianern, im europäischen Mittelalter und so auch heute. Je „primitiver“ diese Gesellschaften, um so rigider (brutaler) diese Übergangsriten: vom (männlichen) Kind zum Krieger, vom (weiblichen) Kind zur Mutter (ich erspare Ihnen die Details und erwähne aus Kuriositätsgründen nur, dass das so genannte bungee jumping keine Erfindung der heutigen Spaßgesellschaft ist, sondern einmal ein Übergangsritus in der Form einer Mutprobe war...man vergleiche dazu das, was sich heute Matura/Reifeprüfung nennt).

Je fortgeschrittener die Gesellschaft, umso milder die Übergangsriten, umso stärker das Bemühen, die Grenzen zwischen den verschiedenen Stadien zu verschleifen und unmerklich zu machen. Und dennoch – so meine These – den gänzlich übergangslosen Übergang gibt es nicht. Nach dem einen Stadium kommt das andere, auch wenn sich beide Seiten redlich bemühen, an der „Nahtstelle“ sich strukturell anzunähern. Das Spiel hat allmählich in Lernen überzugehen. Das Lernen geht allmählich in Arbeit über, auch wenn Arbeitsvollzüge mitunter durch Lernvorgänge unterbrochen bzw. von solchen begleitet werden.

Wir sollten uns über diesen Sachverhalt nicht hinwegtäuschen. Es sieht zwar manchmal so aus, als ob die Arbeit – in manchen Sparten – Spiel wäre; aber ich meine: man täuscht sich hier ein wenig. Die Arbeit des Künstlers sieht nach Spiel aus, bleibt aber doch weitgehend Arbeit, erfordert z.B. ein hohes Maß an Disziplin. Die Arbeit mancher Wissenschaftler sieht wie Spiel aus (z.B. wenn man die zumeist jungen Wissenschaftler am MIT ihre Roboter konstruieren sieht), aber es bleibt Arbeit und erfordert eben Disziplin. G.W.F. Hegel hat daher „Arbeit“ zu Recht als „aufgeschobene Begierde“ definiert („Begierde“ hat heute eine sexuelle Konnotation, bei Hegel hieß das schlicht: etwas tun, was man tun will). Die Arbeit von L. Messi oder D. Beckham sieht nach Spiel aus, wäre aber ohne Disziplin und Arbeit nicht möglich, enthält zwar spielerische Elemente (v. a. kreative), bleibt aber „Knochenarbeit“. Genau genommen – wahrscheinlich ist Ihnen dieser Einwand ohnehin schon auf der Zunge gelegen – gibt es auch kein Spiel ohne ein Mindestmaß an Disziplin. Das hängt – und ist trivial – an der Regelstruktur des Spiels. Auch wenn Kinder in manchen Bildungsinstitutionen zumeist spielen, lernen sie: sich an Regeln zu halten, an Regeln z.B., welche das Spiel als solches überhaupt ermöglichen und hervorbringen und v. a. an Regeln des sozialen Miteinanders, auch wenn es ein Gegeneinanderspielen ist. Ohne solche Regeln funktioniert weder „Mensch ärger dich nicht!“, noch Schach, noch Völkerball.

Wir müssen diese Dinge (Spiel, Lernen, Arbeit) auseinander halten, auch wenn wir uns darum bemühen zu sehen, wie sie zueinander gehören. Ich zitiere zu diesem Zweck ein paar längere Passagen aus den pädagogischen Schriften des G.W.F. Hegel, welcher zwar einer der berühmtesten und auch berüchtigtsten Philosophen der Weltgeschichte war und bis heute ist, aber eben – vorher – Lehrer und Schuldirektor. Wir schreiben – so füge ich hinzu – das Jahr 1811 (der Kindergarten war noch nicht erfunden – Fröbel kam später).

„Die Schule steht nämlich zwischen der Familie und der wirklich Welt und macht das verbindende Mittelglied des Übergangs von jener in diese aus. Diese wichtige Seite ist näher zu betrachten. Das Leben in der Familie nämlich, das dem Leben in der Schule vorangeht, ist ein persönliches Verhältnis, ein Verhältnis der Empfindung, der Liebe, des natürlichen Glaubens und Zutrauens; es ist nicht das Band einer Sache, sondern das natürliche Band des Blutes; das Kind gilt hier darum, weil es das Kind ist; es erfährt ohne Verdienst die Liebe seiner Eltern...Dagegen in der Welt gilt der Mensch durch das, was er leistet; er hat den Wert nur, insofern er ihn verdient. Es wird ihm wenig aus Liebe und um der Liebe willen; hier gilt die Sache, nicht die Empfindung und die besondere Person. Die Welt macht ein von dem Subjektiven unabhängiges Gemeinwesen aus; der Mensch gilt darin nach den Geschicklichkeiten und der Brauchbarkeit für eine ihrer Sphären, je mehr er sich der Besonderheit abgetan hat...Die Schule nun ist die Mittelsphäre, welche den Menschen aus dem Familienkreise in die Welt herüberführt, aus dem Naturverhältnisse der Empfindung und Neigung in das Element der Sache. In der Schule nämlich fängt die Tätigkeit des Kindes an, wesentlich zu werden...Es lernt sein Tun nach einem Zwecke und nach Regeln zu bestimmen und beginnt, nach dem zu gelten, was es leistet. In der Familie hat das Kind im Sinne des persönlichen Gehorsams und der Liebe recht zu tun, in der Schule hat es im Sinne der Pflicht und eines Gesetzes sich zu betragen...In der Gemeinschaft mit vielen unterrichtet, lernt es, sich nach anderen zu richten, Zutrauen zu anderen...zu erwerben, und macht darin den Anfang der Bildung und Ausübung sozialer Tugenden. Es tritt hiermit nunmehr für den Menschen die zweifache Existenz ein...“

Also: Die Schule ist etwas anderes als die Familie, auch wenn Pestalozzi engagiert vom Wohnstubencharakter der (schulischen) Erziehung spricht. In der Schule gilt das „Element der Sache“, die Familie ist ein „persönliches Verhältnis, ein Verhältnis der

Empfindung, der Liebe, des natürlichen Zutrauens und Glaubens“. Was Hegel hier so nüchtern und deskriptiv formuliert, war natürlich in erster Linie normativ gemeint – so sollte es seiner Meinung nach sein, weil die Strukturen der unterschiedlichen Sphären eben wesensmäßig verschieden seien. Der Kindergarten schiebt sich nun einige Jahrzehnte später zwischen diese beiden Sphären und wird allmählich zu einer eigenen Sphäre. Er ist eben weder Familie noch Schule, sondern wiederum ein „Mittelglied“, welches die zuvor scharf getrennten Sphären verbindet. Der Kindergarten ist somit Zeichen einer modernen Gesellschaft, welche einerseits durch weitgehende Ausdifferenzierung von gesellschaftlich notwendigen Funktionen bestimmt ist, andererseits gerade dadurch den notwendigen Zusammenhalt dieser Funktionen leistet. Diese Mittelgliedfunktion wird ja schon dadurch deutlich, dass die Kindergartenpädagoginnen lange Zeit über „Tante“ genannt wurden, also weder Mutter noch Lehrerin. (Dass man davon abgekommen ist, dürfte wohl berufsständisch-strategische Gründe haben. Einen „pädagogischen“ Fortschritt vermag ich hier nicht zu erkennen.) Der KG – ich betone es nochmals – ist Zeichen einer fortschrittlichen und modernen Gesellschaft. Um 1800 kannte man eben – wie Hegel demonstriert – Familie und Schule. Im Mittelalter – so darf ich ergänzen – nur Familie und Arbeitswelt. Dazwischen war nichts, wenn man von den wenigen Dom- und Klosterschulen absieht.

Wenn es bei Hegel heißt, dass der Mensch in der Wirklichkeit seine Anerkennung nach den Geschicklichkeiten und der Brauchbarkeit für eine ihrer Sphären findet, also umso mehr er sich der Besonderheit abgetan und zum „Sinne eines allgemeinen Seins und Handelns“ gebildet hat, so klingt das einigermaßen hart und sieht aus, als wäre es Aufgabe der Schule, die Kinder und Jugendlichen zu „entselbsten“ und zu Marionetten eines allmächtigen Staatsapparats zu machen. Ich gebe zu, dass man das auch so deuten kann, interpretiere allerdings ein wenig anders, was ein Licht darauf werfen wird, was Lernen bedeutet.

Man könnte sagen: Wenn man rechnen lernt, soll man richtig (!) rechnen lernen, wenn man schreiben lernt, soll man richtig schreiben lernen. Ohne diese Orientierung am Richtigen (am „Wahren, Guten und Schönen“ heißt es im §2 des SCHOG) gibt es eben überhaupt kein Lernen. Ohne diese Orientierung bräuchte man auch keine Lehrer, keine Erzieher – auf welcher Stufe und in welcher Bildungsinstitution auch immer. Institutionen, deren Aufgabe es ist, das Lernen zu befördern, leben von dieser Imagination des Richtigen. Selbst Sachgebiete wie die Politische Bildung oder Religion leben von einer Vorstellung des richtigen Lebens, Zusammenlebens, auch wenn sie gleichzeitig der Tummelplatz für die heterogensten Meinungen und Auffassungen sind. Zumindest wird ein Spielraum des Möglichen abgesteckt, aber jede denkmögliche Auffassung wird eben nicht geduldet (vgl. dazu das geltende „Verbotsgesetz“). Schon gar nicht in den exakten Wissenschaften, den Naturwissenschaften, der Mathematik, nicht einmal in der Geschichte. Manche modernen Erziehungswissenschaftler verstehen sich als „Konstruktivisten“, haben irgendwann einmal Maturana und Glasersfeld gelesen und meinen daher, man könne die Welt nicht erkennen, sondern sich lediglich mehr oder weniger individuelle Bilder von der Welt machen. Damit haben sie einerseits Recht, weil „die Wahrheit“ hat nun wirklich niemand, andererseits Unrecht, wenn daraus geschlossen wird, dass sich jeder Mensch seine individuelle Welt aufbauen *soll*. Sicherlich deuten wir die Ereignisse des Weltgeschehens nicht in gleicher Weise, aber um die richtige Deutung drehen sich doch alle Diskussionen, ob in der Wissenschaft oder in der Politik oder sonst wo.

Bei dem von mir herangezogenen Hegel gibt es solche Zweifel noch nicht. Das *Richtige* hat hier noch den ihm zustehenden Stellenwert, nicht als Absolutes, aber als Orientierungspunkt. Wörtlich heißt es hier:

„Das originelle, eigentümliche Vorstellen der Jugend über die wesentlichen Gegenstände ist teils noch ganz dürftig und leer, teils aber in seinem unendlich größeren Teile ist es Meinung, Wahn, Halbheit, Schiefheit, Unbestimmtheit. Durch das Lernen tritt an die Stelle von diesem Wähnen die Wahrheit....das Studium (Lernen, A.S.) ist auf diesen Gesichtspunkt zu richten, dass dadurch *etwas* gelernt, die Unwissenheit verjagt, der leere Kopf mit Gedanken und Gehalt erfüllt und jene natürliche Eigentümlichkeit des Denkens, d. h. die Zufälligkeit, Willkür und Besonderheit des Meinens vertrieben werde.“

Das mag – 1811 – etwas gar rigoros formuliert sein. Ein grober Umgang mit juvenilen Vorstellungen ist damit aber nicht gemeint. Gesagt ist bloß, dass Meinungen nicht den Status des Wissens haben, dass es die Schule (und Bildungsinstitutionen überhaupt) mehr mit dem Allgemeingültigen zu tun haben als mit dem privaten Meinen und Dafürhalten. Wenn das private Meinen den Vorrang hätte, könnte man ja auf die allgemeine Schulpflicht verzichten und dem sozialisatorischem Wildwuchs durch Medieninfiltration u. ä. vertrauen. Lernen enthält somit – das soll damit gesagt sein – immer ein Moment des von sich selbst Absehenkönnens. „Das“ und „dass“ sind eben nicht nach Gutdünken zu setzen, sondern die Angelegenheit folgt einer Regel, die nicht willkürlich ist, sondern einen logischen Sinn ergibt, der auch das Lesen eines Textes erleichtert. Und da eben Sprache auch eine Kommunikationsfunktion hat und nicht nur eine individuelle Ausdrucksfunktion, ist es nicht egal, was jemand wie schreibt. Im Kindergarten und in der Grundschule mag das Thema „Hund“ noch so vorkommen, wie der Hund im lebensweltlichen Umgang erscheint (als „lieb“, zutraulich, als Spielkamerad etc.), im Unterricht der weiterführenden Schulen, kommt er vor als „hundartiges Raubtier“ mit einer bestimmten biologischen und phylogenetischen Ausstattung. Das ist es, wenn Hegel sagt, hier ginge es um das Gesetz der Sache und dass der Weg des Lernens einer sei, der vom Meinen und Dafürhalten zum Wissen dessen führt, was als „allgemeingültig“ angesehen werden kann.

Und weil dem so ist, macht es auch relativ wenig Sinn, davon zu sprechen, dass Kinder als „kompetente Individuen“ auf die Welt kommen, wie es im „Bildungsrahmenplan für elementare Bildungseinrichtungen“ heißt. Nein, würde ich sagen. Das tun sie eben nicht. Weder sind sie schon Individuen (zumindest keine Individualitäten, allenfalls Individuen im biologischen Sinn, vor allem wissen wir von der Individualität Neugeborener relativ wenig), schon gar nicht aber sind diese Individuen auch schon „kompetent“. Wenn das so wäre, bräuchte man die als Kompetenzen beschriebenen „Bildungsstandards“ nicht, auch keine Matura und vor allem kein lebenslanges Kompetenztraining, von den an den PHs eingerichteten Kompetenzzentren einmal ganz abgesehen. Sicherlich schlummern in diesen Individuen bestimmte Begabungen, aber wissen können wir von diesen erst etwas, wenn sich diese in bestimmten Neigungen und Könnensweisen zeigen, also nach vorangehenden Lernprozessen. Der Kompetenzbegriff scheint mir ein Mode- und Jolly Jokerwort zu sein. Er besagt nichts, weil er zu allem passt. Alles, was Menschen tun und treiben, kann man mit dem Zusatz der Kompetenz versehen: Zahnputzkompetenz, Schreibkompetenz, Radfahrkompetenz, Sprechkompetenz, Einbrechkompetenz, Lug- und Trugkompetenz. Der Kompetenzbegriff ist ein

pädagogischer Fehlgriff schon deswegen, weil er sich ja nur an die Stelle des alten Terminus der „Fähigkeit“ gesetzt hat. Damit ist nicht viel gewonnen. Bildungstheoretisch gesehen handelt es sich um eine Sprachdummheit.

Bei J. J. Rousseau heißt es 1762 geradezu gegenläufig zum „kompetenten Individuum“: „Wir werden schwach geboren, wir bedürfen der Kraft. Wir werden hilflos geboren, wir bedürfen der Fürsorge. Wir werden unwissend geboren, wir bedürfen der Einsicht. Alles das, was uns bei der Geburt fehlt, wird uns durch Erziehung gegeben.“

Man kann das auch anders sagen und damit den hier im Spiel befindlichen Kompetenzbegriff zumindest ein wenig rehabilitieren. Die beinahe einzige Kompetenz, mit welcher Kinder geboren werden, ist ihre universale Lernkompetenz. Was der Mensch später können wird, hat er durch Lernen erworben, manches in informellen Lernprozessen, vieles in formellen, organisierten Lernprozessen. Weil er eben anfangs nichts kann, kann er alles lernen. Jeder/Jede kann schreiben und lesen lernen, alle können rechnen und singen lernen. Wie weit man es dabei bringt, hängt allerdings – wie wir wissen – von vielerlei Faktoren ab. Herder hat das einmal sehr schön formuliert, als er sagte, der Mensch sei „der erste Freigelassene der Schöpfung“. Mit „freigelassen“ meinte er die mangelhafte Instinktausstattung des Menschen. Der Mensch habe kaum Instinkte. Er hat Triebe, das ist nur zu bekannt. Die Ausgestaltung derselben ist aber ziemlich variabel. Und er hat einige Reflexe von Geburt an, die sein Überleben garantieren: den Saugreflex, den Greifreflex, den Lidschlussreflex. Den ersten, weil er sonst verhungern würde, wenn er das Saugen an der Mutterbrust erst lernen müsste, den zweiten weil er ohne diesen keine Raumwahrnehmung hätte, den dritten, weil er sonst erblinden würde, wenn er erst lernen müsste, dass man bei starkem Sonnenlicht die Augen zu schließen hat.

Darauf reduziert sich im Grunde die Kompetenz des kompetent geborenen Individuums auf einige Reflexe und auf Lernkompetenz. Wie erwirbt man also Lernkompetenz? – So fragen sich heutige Erziehungswissenschaftler. Ich würde sagen – aus anthropologischem Gesichtspunkt - : gar nicht. Man hat sie schon. Kinder könnten nicht gehen lernen, wenn sie zuvor erst Lernkompetenz erwerben müssten. Kinder könnten nicht sprechen lernen, wenn sie zuvor erst das Lernen lernen müssten. Bevor man also spielen lernt, schreiben lernt, rechnen lernt, haben sie schon sehr viel gelernt. Sonst könnten sie, was sie lernen sollen, gar nicht lernen. „Alles das, was uns bei der Geburt fehlt, wird uns durch Erziehung gegeben...“ – so Rousseau. Und wir müssen hinzufügen: Es wird uns gegeben durch kompetente Erwachsene. Durch nicht-kompetente Erwachsene wird uns allerdings auch einiges gegeben, was ich aber hier nicht ausführen will. Damit will ich dieser seltsamen Mischung von Erziehungsoptimismus und Erziehungspessimismus bei Rousseau etwas entgegenhalten. Rousseau sagt nämlich einige Zeilen später: „Was aber sind die Erwachsenen, wenn nicht durch Erziehung verdorbene Kinder?“ Der gute Mann ist Optimist, indem er der Erziehung alles zutraut, Pessimist deswegen, weil er die Erwachsenenengesellschaft als durch und durch verdorben ansieht. Ich teile weder die eine, noch die andere Ansicht. Weder kann Erziehung alles, noch sind die Erwachsenen durch und durch verdorben.

Was aber richtig bleibt – ob man jetzt Rousseau oder Hegel heranzieht – ist die übergeordnete Funktion des Erziehers/Lehrers. Daher sind die Pädagogen auch nicht die „Partner“ der Kinder im Erziehungsprozess. Partnerschaft deutet auf

Gleichwertigkeit hin. Der Erzieher hat aber Verantwortung für die Kinder. Die Kinder haben keine solche für die Erzieher. Ich erinnere an die etwas harsche Formulierung bei Hegel, wenn er sagt: „Durch das Lernen tritt an die Stelle des Wähnens die Wahrheit, das Wissen...“. Bei Rousseau heißt es: „Was der Mensch kann, ist ihm von Erwachsenen gegeben worden.“

Anders – so meine ich – sind Erziehung, Unterricht und spielendes Lernen gar nicht möglich. Damit will ich betonen, dass die Erzieher- und Lehrerfunktion ohne das Moment der „Überlegenheit“ gar nicht möglich ist. (Allerdings: Wenn ein Kind vif ist, kann es auch vom dümmsten Lehrer lernen.)

Die allseits geübte Rede vom Kind als Partner in der Erziehung ist ziemlich hanebüchen. Meine Kinder sind nicht meine Partner, meine Studenten auch nicht. Meine Kinder in der ersten Klasse Grundschule schon gar nicht. Sie bedürfen meiner Fürsorge, sie bedürfen meiner Einsichten, sie bedürfen meiner wohlwollenden Lenkung und Führung. „Partner“ sind sie nicht. Der Konstruktivismus der Lerntheorie ist eine Art Flucht vor der Wirklichkeit, die Partnerrhetorik ist eine Flucht aus der Verantwortung. Ich kann mir zwar – wohlwollend – vorstellen, was man mit diesen Ausdrücken Positives sagen wollte. Irreführend bleiben sie gleichwohl.